

Die Charakteristika der Zen-Kunst und das traditionelle Haiku

Einleitung

Die klassische japanische Ästhetik ist der kulturelle Kontext, aus dem heraus sich die Haiku-Dichtung entwickelt hat. Diese spezielle Ästhetik entstand im Wesentlichen durch die Einführung des Zen-Buddhismus in Japan. Der Zen-Buddhismus entwickelte sich aber zunächst in China und gelangte erst viel später nach Japan und Korea. In allen drei genannten Ländern sorgte der Zen-Buddhismus für einen kulturellen Wandel, der allerdings in Japan am nachhaltigsten war. Daher kann die klassische japanische Ästhetik als eine länderspezifische Ausprägung einer allgemeinen Zen-Ästhetik angesehen werden. Dieser Zen-Ästhetik hat der japanische Zen-Buddhist Shin`ichi Hisamatsu ein eigenes Buch „Zen and the Fine Arts“ gewidmet, in dem er zeigen konnte, wie und warum das Zen in den drei genannten Ländern diese spezielle Ästhetik hervorgebracht hatte.

In Japan ist Zen eine fruchtbare Synthese mit der einheimischen Shinto-Religion eingegangen. Im Shinto, als animistische Naturreligion, ist die Natur positiv konnotiert, da spezielle Naturbildungen, wie z. B. Bäume oder Felsen, als Wohnsitz von „Göttern“ (*kami*) angesehen werden, daher widmet sich die klassische japanische Ästhetik neben dem Leben der Zen-Patriarchen und dem historischen Buddha, besonders der Natur als Sujet ihrer Kunst, was sicherlich einen erheblichen Einfluss auf die Haiku-Dichtung ausübte. Im Gegensatz dazu hat der ursprüngliche indische Buddhismus, die Sinneswelt eher negativ konnotiert, da sie als Ursprung von Begierden angesehen wird. Die Sinneswelt und ihre Erscheinungen werden daher als Täuschung (*maya*) abgetan.

In seinem Buch formuliert Hisamatsu sieben Charakteristika, die die Zen-Ästhetik prägen und die dem westlichen Leser in einer relativ leicht nachvollziehbaren Form präsentiert werden. Obwohl Hisamatsu in seinem Buch keine Hinweise auf die Haiku-Dichtung gibt, erscheinen mir sowohl die sieben allgemeinen Charakteristika als auch die im Zen-

Buddhismus zu suchenden Gründe für die Entstehung dieser speziellen Ästhetik geeignet, ein vertieftes Verständnis für die traditionelle Haiku-Dichtung zu liefern. Daher habe ich in diesem Essay die Hauptthesen des Buches zusammengefasst, wobei jedem der sieben Charakteristika ein Beispiel-Haiku von M. Bashô zugeordnet wurde, um die Relevanz der von Hisamatsu formulierten Thesen für die Haiku-Dichtung zu veranschaulichen.

Hisamatsus Ausgangspunkt, auf dem die von ihm formulierten sieben Charakteristika beruhen, ist das zentrale Ereignis im Zen-Satori, oder die Bewusstwerdung des „leeren“, gestaltlosen Selbst bzw. „*mu*“. Wobei dieses „leere“ Selbst keine Idee oder Vorstellung ist, sondern bezogen auf die konkrete Person, eine lebendige Erfahrung. Das „leere“ Selbst unterscheidet nicht mehr, wie das Alltagsbewusstsein, zwischen Ich und Nicht-Ich (= Subjekt-Objekt-Spaltung), sondern ist reiner Geist bzw. reines Bewusstsein. Da das Bewusstsein in diesem Zustand auch seiner selbst nicht mehr bewusst ist, kann Zen bzw. Satori auch nicht mit Worten wirklich ausgedrückt werden. Die Worte, die das Satori-Erlebnis erklären, sind lediglich ein Floß, mit dem der Übende an das andere Ufer gebracht wird, ist Satori erreicht, dann bleibt das Floß zurück.

Satori bedeutet das Erwachen zum gestaltlosen, „leeren“ Selbst oder, wie Zen es nennt, zu unserem ursprünglichen Wesen. Ist nun dieses „leere“ Selbst in Aktion, dann trifft es mit anderen „leeren“ Selbst zusammen. Das „leere“ Selbst gewahrt sich dabei durch die fünf Sinne und den Geist in allem Seienden. Dieses Gewahren nennt Zen dann wunderbares Sein. Warum wunderbar? Da in diesem Zustand Harmonie mit der Umgebung herrscht und diese Harmonie starke Glücksgefühle hervorruft. Der Satz: Die Weiden sind grün und die Blumen blühen, ist, mit normalem Alltagsbewusstsein formuliert, eine Dingaussage. Nachdem Satori erreicht wurde, ist er die Widerspiegelung von wunderbarem Sein. Aus diesem harmonischen Zusammentreffen entsteht Form, bzw. Gestalt, die wir dann in den Zen-Kunstwerken bewundern dürfen. Nur diese Form ist wahre Form, die dann durch die nachfolgenden sieben Charakteristika gekennzeichnet ist. Die wahre Form ist daher immer spontan, einmalig und unwiederholbar.

Als Beispiel sei ein Haiku von M. Bashô genannt:

*köstlicher Reisäbrenduft!
unsere Schritte zerteilen ihn – und
rechts leuchtet das Meer*

Da alle unten genannten Charakteristika auf der Verwirklichung des ursprünglichen Wesens beruhen, sind sie alle eins und untrennbar voneinander.

Das Erwachen von einzelnen hervorragenden Menschen zum ursprünglichen Wesen hat nicht nur die genannten Zen-Künste hervorgerufen, sondern auch die gesamte Kultur verändert, wie es in China, Japan und Korea historisch nachweisbar geschehen ist. Hisamatsus Buch schließt mit dem Hinweis, dass, wenn im Westen einzelne Menschen das ursprüngliche Selbst erfahren würden, es zu einer ähnlichen Entwicklung kommen könnte, wie sie in den Zen-Künsten dokumentiert ist. Ich möchte hinzufügen, dass klar sein muss, dass es sich hierbei nicht um eine rein geistige Rezeption handeln darf, sondern um das Praktizieren von Zen.

Die westliche zeitgenössische Kunst ist bis heute eine Kunst der „Form“ bzw. des Ichs geblieben, die notwendig im Widerspruch zueinander endet, ja, enden muss, da ihr die Freiheit von Anhaftung fehlt, die den Zen-Künsten zu eigen ist. Die Zen-Künste zeigen einen Weg auf, wie der permanente Widerspruch überwunden werden kann.

Die sieben Charakteristika der Zen-Kunst:

1. Asymmetrie – keine festgelegte Form

In anderen buddhistischen Schulen werden die Heiligen oder der historische Buddha symmetrisch dargestellt. Diese Symmetrie ist ein Ausdruck höchster Perfektion und steht damit für Heiligkeit. Die Zen-Künste stellen die Heiligen mit deformierten und ausgezehrten Gesichtern dar. Perfektion, die sich in Symmetrie äußert, hat nach Sicht des Zen etwas Endgültiges und damit Statisches und daher wird auf Symmetrie verzichtet. Teeschalen sind z. B. unregelmäßig geformt, haben Risse und Sprünge und zeigen Gebrauchsspuren. Sie offenbaren also ihre Herkunft und ihren Werdegang, vom Material über ihre Verarbei-

tung bis zum Gebrauch. Die Asymmetrie ist der Ausdruck von der Erfahrung, dass in der Begegnung „Leere“ zu Form wird.

*Querfeldein,
der Nase meines Pferdes nach – dahin
wo der Bergkuckuck ruft*

M. Bashô

2. Einfachheit

im Sinne von Sparsamkeit, nicht überladen. Ein Beispiel ist das Design der Teehütte, sowohl innen wie außen. Beim Bau von Teehütten im Einsiedlerstil wird eine Menge unterschiedlicher Materialien benutzt, dennoch ruft der Gesamteindruck ein Gefühl von großer Einfachheit hervor, da sowohl das verwendete Material als auch die Anordnung der benutzten Gegenstände aufeinander abgestimmt sind. Die Einfachheit des Zen ist daher eine Eigenschaft, die erst durch das Zusammenspiel der einzelnen Elemente zustande kommt. Einfachheit im Sinne von Zen darf deshalb nicht mit Simplizität verwechselt werden. Bei den Farben wird auf Diversität verzichtet, sie sind unaufdringlich. Wenn Farben verwendet werden, dann sind es Ton-in-Ton-Farben. Die einfachste Farbe ist Schwarz-Weiß, wie sie in der Tuschkmalerei verwendet wird (*sumi-e*). Einfachheit ist aber nicht das Resultat von sorgfältigen Überlegungen, sondern man lässt Kompliziertheit und Überladenheit einfach (!) hinter sich, denn nichts ist einfacher als das ursprüngliche Wesen, das in der aktiven Begegnung mit einem „Ding“ Einfachheit in der Zen-Kunst entstehen lässt.

Ein Zen Spruch veranschaulicht das Gesagte: „Die Dinge sind einfach so wie sie sind, nichts dahinter.“

*Kühl ist der Herbst!
Nehmt Euch einfach, was da ist:
Melonen – Eierfrüchte ...*

M. Bashô

3. Raue Geläutertheit bzw. Erhabenheit

Durch die lebenslange Erfahrung mit Zen bzw. den von Zen beeinflussten Künsten wird das Oberflächliche einfach abgestreift und der

Praktizierende dringt zur Essenz der Sache vor. Aus dieser, die ganze Persönlichkeit durchdringenden, Erfahrung erwächst Stärke, die sich in Form von rauer Erhabenheit äußert. In Gemälden wird z. B. eine Kiefer abgebildet, die durch Wind und Wetter alles Grüne und Frische verloren hat, die aber dennoch, oder gerade deswegen, eine besondere Vitalität ausstrahlt. Darstellungen von Patriarchen bzw. des historischen Buddha zeigen diese Persönlichkeiten durch harte Übungen gealtert und gezeichnet, aber gleichzeitig, durch das erfolgreiche Überwinden der Schwierigkeiten abgeklärt, und damit erhaben. Diese Geläutertheit kommt aus der Erfahrung des ursprünglichen Wesens (Satori) und der damit einhergehenden Freiheit von Unsicherheit.

*Sommergras ...
von all den Ruhmesträumen
die letzte Spur*
M. Bashô

4. Natürlichkeit

Hiermit ist nicht naiv gemeint, sondern nicht künstlich, bzw. gekünstelt. Kunst im Sinne von Zen ist die Überwindung der Künstlichkeit, die auf dem Dualismus zwischen Geist und Natur bzw. Materie beruht. Die Zen-Künste streben hingegen ein Einswerden von Geist und Natur, durch absichtsloses Tun, an. Der Geist kehrt durch jahrelanges Üben zum ursprünglichen Selbst zurück. Da es im ursprünglichen Selbst keine Trennung zwischen Ich und Nicht-Ich gibt, wird dieser Dualismus aufgehoben und aus dieser Geisteshaltung heraus entsteht eine kunstlose Kunst, oder, um es anders auszudrücken, Natürlichkeit. Die Natürlichkeit, die den Zen-Kunstwerken zu eigen ist, ist ein Ausdruck von innerer Freiheit, durch die Vernichtung des Ich-Bewusstseins, die das ursprüngliche Selbst kennzeichnet. Kultiviert sein, im Sinn der klassischen japanischen Ästhetik, ist nicht, wie im Westen, eine Überwindung der Natur, sondern die Rückkehr bzw. das Einswerden mit der Natur.

Ihren vollkommensten Ausdruck findet die kunstlose Kunst wohl in Form von Teeschalen, wie sie für die Tee-Zeremonie (*wabi-cha*) verwendet werden. Lässt man diese Kunstwerke eine Weile auf sich wirken und versucht das Wahrgenommene in Form von Worten zu erklären,

dann bleibt ein schaler Nachgeschmack, da hierbei unweigerlich dem Dualismus des Denkens gefront wird, der, durch den Akt der Artikulation, eine Trennlinie zwischen Subjekt und Objekt zieht. Diese Teeschalen sind aber weder natürlich noch künstlich, sondern die vollendete Vereinigung der beiden Gegensätze.

*wenn man ein Ding sagt
werden die Lippen kalt –
Herbstwind*

M. Bashô

5. Tiefe Verschlossenheit – Subtilität

Damit ist gemeint, dass das in der Kunst Dargestellte nicht offen zutage liegt, sondern nur angedeutet wird. Ein Beispiel bei der Landschaftsmalerei sind Berge oder Kiefern, die sich aus dem Nebel schälen. Dadurch wird erreicht, dass der Betrachter bei der Rezeption der Kunstwerke auf sich selbst zurückgeworfen wird, denn er kann das Dargestellte nicht völlig ausloten. Diese Tiefe bewirkt daher auch immer Dunkelheit, es ist aber keine bedrohliche, sondern eine beruhigende Dunkelheit, z. B. das gedämpfte Licht in einem Teehaus, welches durch die mit Papier bespannten Fenster diffus hindurchscheint. Wenn das Dargestellte sich im Kunstwerk völlig offenbaren würde, dann käme der Prozess der Zurückwerfung auf den Rezipienten nicht zustande und es würde eine Stasis entstehen, die dem Geist des Zen zuwiderläuft. Daher verweist das Dargestellte nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf das Nicht-Gezeigte bzw. Nicht-Gesagte-Ganze. Um es mit einem Zen-Spruch auszudrücken: „Die ganze Welt in einem Tautropfen“ oder anders gesagt: Bodenlose Tiefe.

*Rauer Wellengang
weit nach Sado hinüber spannt sich
der Himmelsfluss ...*

M. Bashô

6. Freiheit von Anhaftung

Anhaftung bedeutet hier einer Theorie anzuhängen, mit deren Hilfe dann die jeweilige Kunst ausgeübt wird. Da das ursprüngliche Wesen

aber „leer“ ist, kann es auch nicht zu irgendeiner Form von Anhaftung kommen, sondern die Zen-Künste sind nicht an irgendeine Form von Regel oder Autorität, nicht einmal an den Buddha, gebunden. Dies zeigt der Zen-Spruch: „Wenn Du den Buddha triffst, töte den Buddha“. Das Resultat ist wahre Freiheit. Auch das Umgehen von Regeln ist keine wahre Freiheit, da hier noch der Gedanke der Widerlegung herrscht, d. h., rationale Freiheit ist keine wahre Freiheit. Der Grund für die Spontaneität der Zen-Künste ist die Freiheit von Anhaftung, die im ursprünglichen Selbst verwirklicht ist.

*den glühenden Sonnenball
schwemmt er den Meereswellen zu –
der Mogami Fluß*

M. Bashô

7. Innere Ruhe

entsteht durch das Gewährwerden des ursprünglichen Selbst. Theorien, bzw. Gedanken bringen Unruhe in den Geist. „*mu*“ bzw. das zenbuddhistische „Nichts“ ist hingegen unbewegt und erzeugt daher, durch die Abwesenheit von Gedanken, innere Gemütsruhe. Solange das gewöhnliche Ich existiert, herrscht Unruhe, nur die Vernichtung des Ichs, „der große Tod“ erzeugt Ruhe. Aus dieser inneren Ruhe entsteht in der Aktion Zen-Kunst, deren „Wesen“ die Vereinigung der Gegensätze ist. Ein Beispiel ist das No-Theater, bei dem trotz des Einsatzes von Gesang und Instrumenten im Bewusstsein Ruhe erzeugt wird. Auch in der vom Zen beeinflussten Kampfkunst, Aikido, ist der den Angreifer werfende Verteidiger wie das Auge eines Sturms. Er nimmt die Bewegungsenergie des Angreifers auf und schleudert sie wieder, aus seinem ruhigen Zentrum, heraus, woraufhin der Angreifer zu Fall kommt.

*Stille ...
tief bohrt sich in den Fels
das Sirren der Zikaden*

M. Bashô

Übersetzungen in Deutsche von G. S. Dombrady sowie von A. Suzuki (Haiku in Unterpunkt 4)